

Zwei Erbinnen.

Roman frei aus dem Italienischen von K. Labacher.

(Fortsetzung.)

„Ich erlaube Alles!“ erwiderte Herr von Gibray, während er die Stirne seines Sohnes küßte. „Ich habe keinen Willen mehr, als den Deinen. Ich kenne keinen andern Wunsch, als Dich gesund zu sehen. Thue, was Dein Herz so gebieterisch verlangt – Dein Vater wird Dir kein Hindernis mehr sein, in Allem, was Du zu Deinem Glücke für notwendig hältst.“

„Ich darf also Maria lieben?“ fragte Albert mit stockendem Atem.

„Lieben und besitzen!“ ergänzte Smoiloff. „Es liegt jetzt nur an Dir, ob Du recht bald gesund werden willst, um als anständiger Freiersmann auftreten zu können!“ Jäh erblassend und mit einem lauten Schrei sank Albert auf das Bett zurück. Herr von Gibray warf sich verzweifelnd über ihn und bedeckte sein leichenfahles Antlitz mit glühenden Küssen. „Wir haben Albert nicht gerettet — wir haben ihn getötet!“ stöhnte er in wildem Schmerze.

„O, die Freude tötet nicht so leicht!“ beruhigte Smoiloff den Aufgeregten. Er hielt ein Fläschchen mit einer belebenden Essenz an Alberts Lippen und allmählich kehrte das Leben in die erstarrten Glieder des Kranken wieder und ein leises Rot entzündete sich auf seinen Wangen. „Maria mein!“ murmelte er mit einem seligen Lächeln. „O Dank Dir, mein Vater, Dank Dir, Smoiloff. Jetzt werde ich leben und gesund werden!“ Alberts Augen blieben geschlossen, doch die regelmäßigen Atemzüge seiner Brust verrieten, daß er nach und nach in einen ruhigen, wohlthuenden Schlummer verfiel. Paul Gibray und Smoiloff saßen an seinem Bette und beobachteten, wie sich die ängstliche Spannung seiner Gesichtszüge in einen behaglich friedlichen Ausdruck auflöste und wie er seine Glieder wohlig im lange nicht genossenen Schlafe ausdehnte.

„Nun bin ich seiner Genesung sicher!“ sagte Smoiloff nach langem Schweigen. „Ich möchte nur noch einen Vorschlag machen. Ich habe kein Vertrauen zu den Aerzten, die Albert bis jetzt besuchten. Es bedarf hier energischer Mittel, um die unstreitig vorhandene, durch das Seelenleiden gesteigerte Herzkrankheit einzudämmen. Werden Sie mir gestatten, einen Landsmann von mir, einen berühmten Professor der hiesigen Universität zu Ihrem Sohne zu führen? Von der Geschicklichkeit und von dem hohen Wissen dieses Arztes habe ich eben die begründetste Ueberzeugung!“

„Handeln Sie in dieser Beziehung ganz nach Ihrem Ermessen,“ erwiderte Herr von Gibray, die Hand des Russen kräftig drückend. „Sie sind ein wahrer Freund meines Sohnes, Sie haben an seiner Heilung gearbeitet, als ich mich noch hartnäckig gegen die Notwendigkeit eines großen Opfers verschloß. Vollenden Sie nun auch das Uebrige. Ich lege das Leben meines Sohnes in Ihre Hand.“

32.

Der Polizeidirektor hörte unter großer Bestürzung die Erzählung Galonbert's und Silvan's über die Verunglückung der geheimen Agentin an. Er war Amata persönlich sehr gewogen gewesen, deshalb erregte die Nachricht von ihrem Tode sein lebhaftestes Bedauern. Und überdies gab er nun, da die unermüdliche Joubert nicht mehr thätig war, jede Hoffnung auf, den Doppelmörder jemals zu entdecken. Er war eben im Begriffe, Silvan und Galonbert einem anderen Vorgesetzten zuzuweisen, als eine zweite Nachricht einlief, die ihn in das größte Erstaunen versetzte. Herr von Gibray brachte ihm einen mit Bleistift geschriebenen Zettel und kaum hatte er einen Blick darauf geworfen, als er Silvan und Galonbert zornig zurief: „Aber ihr habt mich ja schändlich belogen! Das ist Amata Joubert's Handschrift!“ Die beiden Freunde erschöpften sich in lebhaften Protesten gegen diese Beschuldigung. Und sie erhielten auch eine glänzende Rechtfertigung, als der Polizeidirektor gleich darauf den Zettel las.

„Verehrter Herr Gibray!“ schrieb Amata. „Ich befinde mich, verwundet von dem Sturze auf eine Klippe, in der Schenke zum „Bonaparte“ an der Marne, unweit Creteil. Kommen Sie, mich zu besuchen, da ich Ihnen wichtige Mitteilungen zu machen habe. Senden Sie aber vor allem in das Rothschild'sche Bankhaus und geben Sie dort den Befehl, daß man den Ueberbringer eines Cheks von hunderttausend Franken, auf den Namen Brefeld lautend, festnehmen soll. Ich kann nicht mehr schreiben — ich wurde meiner Sinne erst vor wenigen Minuten nach zehnstündiger Ohnmacht wieder mächtig. Ich erwarte Sie.“

Silvan und Galonbert zeigten eine lebhafte Freude über die Rettung Amata's. Und Herr von Gibray und noch mehr der Polizeidirektor nahmen sichtlichen Anteil an den frohen Gefühlen der ehemaligen Diebe. Der Polizeidirektor verfügte sich ohne Zögern selbst in das Bankhaus des Barons Rothschild. Zu seinem empfindlichen Verdrusse erfuhr er aber, daß der betreffende Chek schon vor einer Stunde von einem taubstummen, jungen Menschen erhoben worden war. Herr von Gibray trat, mit dieser Hiobspost beladen, seine Fahrt zu Amata an. Er fand die geheime Agentin schon wieder außer Bette. Die fieberhafte Unruhe in ihrer Seele war stärker, als der Schmerz ihrer Stirnwunde und das Unbehagen des eingetretenen Fiebers. Amata hatte anderes zu thun, als sich unthätig ihren Krankheitsgefühlen hinzugeben. „Was meinem Sturze in das Wasser vorherging, werden Sie durch meine beiden Begleiter erfahren haben,“ begann sie ihren Bericht. „Ich fiel mit dem Kopfe auf eine Klippe und verlor sogleich das Bewußtsein. Als ich wieder erwachte, hing ich noch immer auf dem spitzigen Felsen, der aus dem Wasser emporragte; meine Kleider hatten sich fest um das Gestein geschlungen und dadurch war ich über der Oberfläche des Flusses erhalten worden. Ich befand mich in nicht allzugroßer Entfernung vom Ufer und nachdem ich meine Kräfte ein wenig gesammelt hatte, beschloß ich, mich meinen geringen Schwimmkenntnissen zu vertrauen. Ich machte also mutig meine Kleider vom Felsen los und übergab mich den raschen Wellen. Ich vermochte mich wohl über dem Wasser zu erhalten, aber den Strom der Quere nach zu durchschneiden und an's Ufer zu gelangen, dazu war ich doch zu schwach, zudem durch die Anstrengung des Schwimmens meine Stirnwunde heftig zu bluten anfing. Ich mußte mich wohl


Aufgepaßt und stillgestanden! (Mit Gedicht.)

oder übel der Strömung überlassen, die mich ein gutes Stück weit hinabtrug, bis ich plötzlich so nahe an einer kleinen Insel vorbei getrieben wurde, daß ich mich an das Ufergebüsch anklammern konnte. Ich schleppte mich den ziemlich steilen Abhang hinauf und hatte kaum festen Fuß auf der sandigen Insel gefaßt, als mich eine neue Ohnmacht überfiel. Das Geräusch eines in das Wasser eintauchenden Ruders war das erste Geräusch, welches nach überstandener Schwächenanwandlung an mein Ohr schlug. Schon öffnete ich den Mund zu einem Hilferuf — da hörte ich eine Stimme, die mehr als das eiskalte Wasser es vermocht hatte, das Blut in meinen Adern erstarren machte. Es war Lartigs Stimme; ich erkannte sie augenblicklich wieder, obwohl mehr als zwanzig Jahre vergangen sind, seitdem ich sie zuletzt vernahm."

„Wenn wir hier landen, können wir ein halbes Stündchen ruhig beraten!" sagte er. „Dann führen wir Sie bis in die Nähe des Bahnhofes und lassen Sie an's Ufer steigen. Wir aber machen die Fahrt zu Wasser. Da wir unzweifelhaft verfolgt worden sind, wäre es zu gefährlich, uns auf der Eisenbahn zu zeigen."

„Ganz gut!" erwiderte eine andere, mir gänzlich fremde Stimme. „So landen wir denn!"

„Michael Bermont ist also unzufrieden mit uns, lieber Chauvin!" sagte ein Dritter nach der Pause, welche durch das Anlegen des Bootes verursacht wurde. „Bermont weiß eben nichts von den Schwierigkeiten unseres Unternehmens. Es ist keine Kleinigkeit, ein Mädchen in Paris aufzufinden, von dem man gar nichts weiß, als den bloßen Taufnamen. Denn auf Dharvilles Befehl hat man Felicitas den Familiennamen ihrer Mutter nie gesagt und demgemäß führt sie denselben auch nicht. Ist nur einmal diese Schwierigkeit gehoben, dann macht sich alles Uebrige von selbst. Die zweite Erbin darf Bermont schon jetzt als unschädlich gemacht betrachten."

„Und wie läßt sich der neue Bundesgenosse an?" fragte der mit dem Namen Chauvin Genannte.

„Ein wahrer Dämon an Geschicklichkeit und Eifer!" rief Lartig lebhaft.

„Nur etwas zu jung und zu hitzig!" sagte der Dritte. „Uebrigens können wir mit ihm zufrieden sein. Er ruht keine Stunde von den Nachforschungen nach dem verwünschten Mädchen aus; ich glaube, daß er selbst in seinen Träumen auf Mittel sinnt, ihren Aufenthalt zu entdecken."

„Hier ist die verlangte Summe von 100,000 Francs in einem Chek auf das Haus Rothschild in Paris ausgestellt," sagte Chauvin. „Der Chek lautet auf den Ueberbringer — nur der Form wegen ist nebenbei der Name Brefeld angegeben. Sie können ihn also durch wen Sie immer wollen erheben lassen. Die Summe ist hoch und Bermont erwartet strenge Rechenschaft über deren Verwendung zu erhalten, lieber Verdier."

„Das ist nur ganz natürlich!" sprach Verdier. „Hier auf diesem Papiere sind unsere Ausgaben von den letzten zwei Monaten verzeichnet. Die nächste Rechnung hoffe ich dem Haupte des Bundes persönlich in London abzulegen."

„Um so besser, wenn Sie diese Zuversicht hegen!" erwiderte Chauvin. „Seien Sie nur ja recht vorsichtig. Sie sollten eine andere Verkleidung wählen als diese ewige Priestertracht, an welche sich die Pariser Polizei vielleicht noch aus früheren Zeiten her erinnert."

„Sie haben ganz recht!" stimmte Lartig eifrig bei. „Umsomehr als sich gefährliche Feinde mit der Polizei vereinigt haben, um uns zu verderben. Graf Kurawieff ist in Paris anwesend und sucht mich, den Mörder seiner Eltern. Und auch Amata Joubert hat ihre frühere Stellung als geheime Agentin wieder eingenommen. Zum Glück ist sie nicht mehr so gefährlich wie einst —, denn wenn sie uns auch auf die Spur käme, so haben wir ein sicheres Mittel —"

„Sie können sich meine Begierde vorstellen, zu erfahren, warum mich die Schurken nicht mehr so gefährlich finden wollten," unterbrach Amata ihre Erzählung. „In meiner Erregung, in meiner Begierde, das weitere zu vernehmen, mußte ich eine unwillkürliche Bewegung gemacht haben — oder war's vielleicht eine andere Ursache, die ein Steinchen in meiner Nähe mit polterndem Geräusche zum Rollen brachte?"

„Hier ist jemand in der Nähe, der uns behorcht hat!" fuhr Lartig auf.

„So suchen wir!" sagte Verdier. „Und wehe dem, der unsere Geheimnisse zu erspähen versuchte!" Die drei Männer kletterten den Abhang herauf. Ich wußte, daß ich verloren war, wenn sie mich entdeckten. Ich wagte nicht Atem zu holen, — ich meinte, daß mich der hämmernde Schlag meines Herzens verraten mußte. Aber das Ufergebüsch hüllte schützend meine Gestalt ein, die Gefahr ging an mir vorüber."

„Es wird irgend ein Tier gewesen sein, welches das Geräusch verursachte!" sagte Lartig endlich. „Trotzdem wird es besser sein, wenn wir unsere Unterredung während der Fahrt fortsetzen. Sie könnten sonst auch den Nachtzug versäumen, lieber Chauvin."

„Das Boot entfernte sich. In welchem Zustand ohnmächtiger Wut und verzweiflungsvollen Schmerzes ich zurückblieb, wie vermöchte ich das zu beschreiben? Da fuhren sie dahin, die drei Mitglieder des schändlichen Bundes. Und unter ihnen Lartig, nach dem ich ein halbes Menschenalter hindurch vergeblich gesucht hatte. Und ich mußte sie entwischen lassen, mußte mich in meiner Machtlosigkeit mit den Verwünschungen begnügen, die ich ihnen nachsendete. Meine einzige Hoffnung blieb, einen der Verbrecher bei Präsentierung des Cheks zu erhaschen. Um aber nicht auch diese letzte günstige Aussicht zu verlieren, war es unbedingt nötig, daß ich an das andere Ufer und noch in derselben Nacht auf irgend eine Weise nach Paris gelangte. Was ich früher in meiner Schwäche nicht gekonnt hatte, das half mir jetzt die Kraft der Verzweiflung zu vollbringen. Ich stürzte mich von neuem in den Fluß und teilte die Strömung entschlossen mit meinen Armen, obwohl mir die Anstrengung wieder einen großen Blutverlust aus meiner tiefen Stirnwunde kostete. Als ich das Ufer endlich erreicht hatte, war auch meine letzte Kraft zu Ende — es wurde schwarz vor meinen Augen, meine Kniee wankten. Und von jenem Momente an weiß ich nichts mehr. Erst heute morgen wurde ich von Schiffsknechten in bewußtlosem Zustand aufgefunden und nach dieser Schenke gebracht. Man wusch meine Wunde und das gab mir den Gebrauch meiner Sinne wieder. Mein erster Gedanke galt dem Chek, der schon erhoben sein konnte. Und leider war meine Furcht nur zu sehr begründet! Eine kostbare Spur ist wieder verloren gegangen. Gleichviel — ich muß eben eine andere suchen. Und ich werde sie finden, das weiß ich gewiß!"

„Was soll aber nun mit Ihnen geschehen?" fragte Herr von Gibray. „Verwundet und fieberkrank wie Sie sind, können Sie nicht nach Paris zurückkehren. Wenn Sie es wünschen, so werde ich Ihre Magd zu Ihnen herausschicken, damit Sie wenigstens eine gute Pflegerin an der Seite haben!"

„O, was fällt Ihnen ein, Herr von Gibray?" rief Amata, sich stramm auf ihre Füße stellend. „Noch heute, jetzt gleich muß ich nach Paris zurück, um meine tägliche Beschau der nach London abgehenden Briefe vorzunehmen. Soll ein durch drei Wochen fortgesetztes Mühen durch ein schwächliches Nachgeben gegen ein bischen Fieber fruchtlos gemacht werden? Nein, das Katzenauge darf sich nicht zum ruhigen Schlafe schließen, bis es seine lang verfolgte Beute endlich erspäht hat. Auf, nach Paris, Herr von Gibray! Amata Joubert ist dieses Mal noch dem Grabe entgangen — und sie ist jetzt gefährlicher als je — Lartig, der das geleugnet hat, er soll es zu seinem Schrecken und Schaden an sich selber erfahren!"

33.

„Fräulein Bressol soll und muß sich zerstreuen!" hatte der Arzt geboten und diesem Befehle gemäß wurde Maria von einem Vergnügen zum anderen geschleppt, obwohl es sichtbar war, daß sie sich eben nicht „zerstreute", sondern unter der Ueberanstrengung dieser ewigen Ausfahrten und sonstigen Vergnügungen immer mehr ermattete und abmagerte. Valentine und Moritz waren die steten Begleiter des jungen Mädchens bei all diesen Unterhaltungen. Die schöne Frau hörte auf, diejenige als Nebenbuhlerin zu fürchten, die ihrer Meinung nach schon halb dem Grabe angehörte. Vielleicht erlosch dieses dahinsiechende Leben noch früher, als die verhaßte Hochzeit zur Thatsache wurde.

Moritz schlug unter anderen Vergnügungsprojekten auch einen Besuch der Kunstausstellung vor — und Maria stimmte, ihrer sonstigen Apathie entgegen, lebhaft bei. Sie hatte von dem Aufsehen und der Bewunderung gehört, welche Servet's neues Gemälde „Ein sterbendes Mädchen" erregte. Sie wünschte nun, das Gemälde ganz vollendet und im verschönernd abschließenden Rahmen zu sehen, von dem sie sich schon so lebhaft ergriffen gefühlt hatte, als es noch unfertig auf der Staffelei des Malers stand. Moritz begleitete die beiden Damen nach dem Ausstellungsgebäude. Gleich im ersten Bildersaale trafen sie auf Bekannte — Pasquales, der ewig hustende kleine Baron schlenderte am Arme des Grafen Smoiloff daher. Der russische Graf, welcher Maria nur dem Sehen nach kannte, wurde nun ihr und auch Valentinen durch Moritz vorgestellt. Er heftete einen langen, besorgten Blick auf die bleiche Jungfrau, die sich schwer auf den Arm ihrer Muter stützte. Was sie in ihrem letzten Briefe an Albert geschrieben hatte, war also nicht die mindeste Uebertreibung gewesen! Sie sank unrettbar in die Arme des Todes, wenn es nicht möglich war, ihr bald zu Hilfe zu kommen.

„Wo stecken Sie nur, teurer Graf?" fragte Moritz lächelnd. „Ihre alten Freunde bekommen Sie gar nicht mehr zu sehen!"

„O, er ist in Trauer, er hat ja seine schöne Freundin Oktavia durch einen abscheulichen Mord verloren!" antwortete der kleine Baron für den Russen. „Und dann ist er obendrein seit vierzehn Tagen Krankenwärter geworden."

„Krankenwärter?" rief Moritz erstaunt.

„Ja — er wacht Tag und Nacht wie eine barmh rzige Schwester über einen liebenswürdigen, totkranken Jüngling, den wir alle kennen, über den armen Albert Gibray." Maria's Wangen überzogen sich mit einer fahlen Blässe und schwankend klammerte sie sich fester an den Arm ihrer Mutter.

„Was fehlt Ihnen, Fräulein?" fragte Smoiloff in weichem Tone. „Woll n Sie sich nicht ein wenig auf jenen Stuhl setzen?"

„Nein, nein!" sagte Maria hastig. „Es war nur ein leichter

Schwindel. Sie pflegen also Herrn Albert Gibray, Sie sind täglich in seiner Nähe? O sagen Sie mir, wie geht es meinem Lebensretter? Aber geben Sie mir die volle, ungeschminkte Wahrheit! Ich höre so widersprechende Nachrichten über den Zustand des Herrn Albert, die einen nennen mir ihn sterbend, die anderen machen mir wieder Hoffnung auf seine Genesung. Sie allein können mir Gewißheit geben und meine Unruhe stillen. Denn muß ich nicht den wärmsten Anteil nehmen an dem Verlaufe einer Krankheit, die ich selber, wenn auch ohne meine Schuld, dem armen Jüngling zugezogen habe?"

„Beruhigen Sie sich, Fräulein Bressol!" sagte der Russe mit einem gerührten Blicke auf Maria's ihm zugewandtes, angstvoll gespanntes Gesichtchen. „Albert ist zwar noch immer schwer krank — doch seit drei Tagen befindet er sich merklich besser. Wir hoffen ihn zu retten, wenn nicht neue, unerwartete Komplikationen des Uebels hinzutreten. Ich werde nicht verfehlen, meinem Freunde von Ihrer lebhaften Teilnahme für ihn zu erzählen und ich weiß, daß ich ihm damit einen lindernden Balsam seiner Leiden bringe."

„Sagen Sie ihm, daß ich ihn aus ganzem Herzen grüße — daß ich ihn beklage — daß ich ihm Genesung wünsche —" Maria's Stimme brach durch das Uebermaß ihrer Erschütterung.

Moritz hatte die Erklärungen des Russen mit kaum verhehltem Zorne angehört. In Maria neue Hoffnungen auf die Wiederherstellung Alberts zu erwecken, das hieß ja seinen eigenen Plänen den Todesstoß geben! Er mußte wenigstens versuchen, Smoiloff's Mitteilungen zu entkräften. „Ich kenne den Arzt des Herrn Albert Gibray," sagte er leichthin. „Ich habe gestern mit ihm gesprochen. Wenn sich Albert wirklich besser befindet, so ist es recht sonderbar, daß mir der Arzt versicherte, es gäbe kein Heilmittel für seine Krankheit, er müßte längstens in drei oder vier Wochen zu Grunde gehen."

„Das ist die Meinung von Alberts früherem Arzte," sagte der Russe kalt. „Gerade seit gestern haben wir aber den Doktor gewechselt. Der Universitätsprofessor Ibranoff, der meinen Freund jetzt behandelt, gibt uns alle Hoffnung auf dessen Genesung. Ich grüße Sie, meine Damen — Adieu, Moritz — Pasqual und ich sind bei den Gibray's zu Tische geladen, und wir wollen nicht unpünktlich sein."

„Verwünschter Affe!" murmelte Moritz zwischen den Zähnen dem Russen nach. Er durchschritt nun mit Valentine und Maria die Ausstellungssäle, bis sie zu Servet's Bilde gelangten. Dasselbe war wie gewöhnlich von einer großen Menge bewundernder Beschauer umgeben. Aber fast unwillkürlich machten die Leute dem bleichen, hinfälligen Mädchen Platz, welches zum Modelle für ein ähnliches Bild hätte dienen können. Moritz hatte kaum einen Blick auf Servet's Gemälde geworfen, als er einen leisen Ruf der Ueberraschung ausstieß. Das schöne Antlitz jener Sterbenden glich völlig der Photographie, welche er aus Vie-sur Braisnes mitgebracht hatte; dieselbe originelle, ernste Physiognomie, dieselbe Mischung von Stolz und Resignation im ausdrucksvollen Blicke und auch die Farbe der Augen und Haare traf völlig mit der Beschreibung überein, die er sich von Felicitas Aeußerem hatte geben lassen.

„Was haben Sie?" fragte Valentine, deren Blick ihn selten verließ. „Was ergreift Sie so an dem Bilde?"

„Eine Aehnlichkeit — ich glaube, dieses Antlitz schon gesehen zu haben," sagte Moritz, noch immer unverwandt nach dem Gemälde hinstarrend.

„Kann wohl sein!" erwiderte Valentine. „Vielleicht haben Sie das Original des Bildes gerade in unserem Hause angetroffen. Es ist ein Schützling Maria's und sie kommt manchmal Sonntag nachmittags, um meine Tochter zu besuchen. Eine mir sehr ärgerliche Bekanntschaft das. Aber Maria hat einmal ihren Kopf, gerade so wie ihr Vater!"

„Warum hassest Du diese arme Felicitas so sehr, Mama?" sagte Maria sanft. „Sie ist doch so gut und lieb! Ich habe eine wahre Freundin in ihr gefunden!"

Felicitas! dieser Name klang wie der Schall einer Siegespauke in Moritz's Ohren — Eine unaussprechliche Freude stürmte in seiner Brust. Die zweite Erbin Dharvilles war also endlich gefunden! Aber er hütete sich wohl, etwas von seiner mächtigen Bewegung nach außen hin merken zu lassen. Er mußte ja noch mehr erfahren. „O wie interessant, das Original eines berühmt gewordenen Bildes zu kennen!" rief er aus. „Ja, ich glaube mich zu erinnern, dieses Mädchen in Ihrem Hause gesehen zu haben, Frau Bressol. Es ist ein Nähmädchen oder so etwas dergleichen, nicht wahr."

„Ja, sie war früher Handarbeiterin!" sagte Valentine. „Maria aber hat ihr eine Stellung als Garderobeaufseherin in dem Institute der Frau Dubieff verschafft. Und darum kommt sie denn hin und wieder zu meiner Tochter, um vielleicht eine neue Wohlthat zu erschmeicheln."

„O Mutter — wie wenig kennst Du das Herz meiner guten Felicitas!" sagte Maria vorwurfsvoll. Valentine zuckte die Achseln und wandte sich gelangweilt von dem Bilde ab. Maria fühlte sich müde und Moritz unterstützte lebhaft ihren Wunsch, nach Hause zurückkehren zu dürfen. Auch ihn zog es ja gewaltig aus dem Ausstellungsgebäude fort, hin zu Verdier und Lartig, denen er so bedeutungsvolle Nachrichten zu bringen hatte. Wie langsam verstrich ihm die Viertelstunde, bis der Wagen vor Bressols Hause hielt, bis er sich unter dem Vorwand dringender Geschäfte von den beiden Damen verabschieden konnte.

Welcher Jubel von Verdier und Lartig, als Moritz sie mit den Worten begrüßte: „Heil uns! Felicitas ist gefunden!" Und als sie dann die näheren Verhältnisse des Mädchens vernahmen, als sie hörten, daß sie im Hause der Frau Dubieff wohnte, zu dem sie durch die Mauerpforte einen geheimen Eingang hatten, da sahen sie sich mit wilder Freude schon an dem ersehnten Ziele angelangt und Dharvilles Millionen blinkten verheißend und lockend vor ihrer Phantasie. Der Weg dazu ging ja nur über zwei schwache, unbeschützte Mädchenleben!

34.

Amata war in ihre Wohnung, zu ihrer alten, treuen Magdalena zurückgekehrt und hatte derselben ein Mährchen von ihrem Sturze aus einem Wagen und von der gastfreundlichen Aufnahme und Pflege vorerzählt, welche ihr eine dem Orte des Unfalles zunächst wohnende Familie habe zu teil werden lassen.

Moritz fand sich bei seiner Mutter ein, als sie kaum erst ihre beschmutzten Kleider gewechselt hatte. Er zeigte sich erschreckt über ihre Verwundung und drang mit ängstlichen Fragen über die Art ihres Unfalles in sie. Aber auch ihn fertigte sie mit der Notlüge ab, zu der sie die treue Bewahrung der Amtsgeheimnisse zwang. Er sprach dann wieder von seiner Liebe für Maria und erzählte, daß er Ludwig Bressol aufrichtig gestanden habe, der natürliche Sohn einer unglücklichen Frau zu sein und daß der frühere Architekt dennoch in Rücksicht auf den Zustand seiner Tochter und auf die persönlichen Verdienste des Brautwerbers seine Zustimmung zu der geplanten Heirat nicht verweigerte. Amata fühlte sich unbeschreiblich glücklich und zufrieden durch diese Nachricht. Es war immer ihre Furcht gewesen, daß die Vergangenheit verderbenbringend für ihren geliebten Sohn werden, oder wenigstens sein Leben vergiften möchte — und nun verschwand das Gespenst dieser steten Angst plötzlich vor ihren Blicken und die Zukunft von Moritz erschien geebnet und lichterfüllt in jeder Beziehung. Sie gab ihm noch einige Ratschläge in Bezug auf die Herbeischaffung der zur Trauung nötigen Papiere und nahm dann Abschied von ihm, nach erhaltenem Versprechen, daß er am nächsten Tage mit ihr speisen würde.

Moritz machte seine gewöhnliche Vormittagsvisite bei Bressol. Er fand Maria heiterer und kräftiger als während der ganzen letzten Zeit. Die Versicherung des Grafen, daß Albert genesen würde, erfüllte sie mit einer Freude, die belebend auf ihren Körper wirkte. Moritz erriet augenblicklich den Grund dieser auffallenden Besserung in Maria's Befinden. Es paßte aber durchaus nicht zu seinen Plänen, wenn das junge Mädchen am Ende ohne die Vermählung mit ihm genas — denn dann konnte es Herrn Bressol leicht einfallen, sich einen anderen Schwiegersohn zu suchen. Deshalb beeilte er sich, Maria's kaum getröstetes Herz von neuem mit schwerer Sorge zu beladen. „Ich habe heute morgen mit Smoiloff gesprochen!" erzählte er. „Es ist leider wieder eine bedeutende Verschlimmerung in Albert's Befinden eingetreten. Der neue Arzt hat zu energische Mittel angewendet. Der arme junge Mann ist seit heute nacht dem Tode nahe." Und die ahnungslose Maria glaubte diesen lügnerischen Worten. Wie eine plötzlich geknickte Blume neigte sie ihr reizendes Köpfchen, und obwohl ihre Lippen stumm blieben, riefen ihre Gedanken unablässig: „Wenn Du stirbst, mein geliebter Albert — dann sterbe auch ich!"

Von diesem Tage an konnte Maria ihr Zimmer nicht mehr verlassen, da sich heftige Nervenkrämpfe zu ihrer Körperschwäche gesellten.

„Man muß nun energisch das letzte Rettungsmittel ergreifen!" erklärte der Arzt. „Fräulein Bressol muß von der Werbung des edlen Herrn Vasseur unterrichtet werden und die Vermählung der Verlobten ist dann ohne jede unnötige Zögerung zu vollziehen, sonst möchte jede Hilfe zu spät für meine Patientin kommen."

Der vor Schmerz und Angst um sein einziges Kind halb wahnsinnige Bressol wandte sich nun an Moritz mit der Frage: „Sind Sie noch immer bereit, meine Tochter in diesem Zustande zu Ihrer Frau zu machen?"

„Ja — von ganzem Herzen!" erwiderte der Jüngling.

„Gott segne Sie, Gott segne Sie!" rief Bressol, während er Moritz stürmisch umarmte. „Sie werden nicht nur mein Sohn, sondern ein Engel des Himmels für mich sein, wenn Sie meine Tochter retten!"

Bressol wollte nicht eine Minute unbenützt verstreichen lassen. Er begab sich sogleich zu Maria, um sie für ihre Vermählung mit Moritz zu gewinnen. Er fand das junge Mädchen in vollständigster Apathie auf ihr Ruhebett hingestreckt. Ein kaum merkbares Lächeln war das einzige Zeichen, daß sie das Eintreten des Vaters überhaupt bemerkt hatte. Er setzte sich an ihre Seite und ergriff mit Innigkeit ihre schlaff herabhängende Rechte. „Mein Kind, mein teures, einziges Kind!" sagte er mit zitternder Stimme. „Ich dachte einst nicht, daß Du mir so viel Schmerz und Kummer verursachen würdest. O Du weißt nicht, wie es meinem Herzen weh thut, Dich so blaß und matt daliegen zu sehen, Du, die an Munterkeit und lustiger Behendigkeit einem jungen Rehe glich. Dein Anblick wird mich noch töten, wenn Du nicht bald Deine Gesundheit und Kraft wieder erlangst."

„Armer Vater!“ erwiderte das junge Mädchen leise. „Ja, es thut so wehe, diejenigen leidend zu wissen, die uns die Teuersten sind. Armer Vater! Aber klage mich nicht an! Ich habe ja alles gethan, was der Arzt von mir verlangte. Ich bin willig mit Mama und Herrn Vasseur überall hingegangen, wohin sie mich führten, trotzdem ich mich so todesmüde fühlte. Ich that es Deinetwillen, weil ich den Kummer um mich in Deinen Augen las. Aber es half doch alles nichts. Es gibt eben kein Heilmittel für meine Krankheit!“

„O, es gäbe wohl eines — wenn Du es nur anwenden wolltest!“ sagte Bressol entschlossen. „Der Arzt garantiert mir fast für Deine Heilung, wenn Du so brav und klug bist, seinen Rat zu befolgen!“

„Ich werde mich jeder Anordnung des Doktors unterziehen, Dir zu liebe!“ sagte Maria. „Es schneidet mir ins Herz, Dich so traurig zu sehen!“

„Versprichst Du mir das, meine geliebte Tochter?“

„O ja — aus ganzer Seele!“ erwiderte sie. „Was von mir abhängt, soll zu meiner Heilung geschehen. Dies ist ja ohnehin so wenig.“

„Nun wohl denn, mein Kind. Der Arzt sagt, daß Du so bald als möglich heiraten mußt, wenn irgend eine Hoffnung auf Deine Genesung bleiben soll.“

Trotz ihrer Schwäche und Apathie fuhr das junge Mädchen doch heftig von ihrem Lager auf und sah ihrem Vater unruhig in die Augen. „Heiraten — was hat das mit meiner Krankheit und meiner Heilung zu thun?“ murmelte sie.

„O mehr, als Du ahnst, Maria. Die berühmtesten Aerzte der Jetztzeit sind der Meinung, daß Mädchen, die an den Folgen eines Schlangenbisses dahinsiechen, am sichersten durch eine rasche Vermählung wieder hergestellt werden. Das sind eben wissenschaftliche Annahmen, denen wir uns beugen müssen!“

„Heiraten!“ wiederholte Maria noch leiser. „Aber wen?“

„Ein edler junger Mann erbietet sich, Dich krank wie Du bist zu seiner Frau zu machen. Ich hoffe, Du wirst die ganze Großmut dieser Handlung begreifen und ihn nicht durch die Zurückweisung seines Opfers verletzen und kränken.“

Maria dachte eine Sekunde lang an Albert und eine leise Röte färbte ihr Gesicht. Aber nein — Albert war ja selbst so schwer krank. Wie konnte er also als Brautwerber auftreten? — „Ich will niemanden ein so großes Opfer auferlegen,“ sagte sie nach einer kurzen Pause. „In meinem Zustande ist es weit geziemender, an eine Versöhnung mit dem Himmel als an den Traualtar zu denken.“

„Und Du fragst nicht einmal, wer Deine Hand verlangt hat?“ fragte Bressol schmerzlich. „So gleichgültig ist Dir Deine Rettung?“

„Meine Rettung!“ rief sie mit einem Anfluge von Bitterkeit. „Was weiß der Doktor von dem Mittel, durch das **mir** zu helfen wäre, da er nicht einmal meiner Krankheit den rechten Namen geben kann. **Wer** übrigens den eigentümlichen Geschmack hat, eine Sterbende zu heiraten, ist mir gleichgültig. Es kann doch nur ein Mensch in der verzweifeltsten Lage sein. Einer der noch etwas vom Leben zu hoffen hätte, würde sich nicht zu einem solchen Schritte entschließen.“

„O, Du irrst, mein Kind!“ rief Bressol. „Es ist ein schöner, geistreicher Jüngling mit Talent und Vermögen und nur die Liebe zu Dir ist das Motiv seines hochherzigen Entschlusses. Es ist mit einem Worte Moritz Vasseur!“

„Moritz Vasseur!“ schrie Maria auf und sank in ihre Kissen zurück.

„Was ist Dir, mein Kind?“ sagte Bressol erschrocken. „Hegst Du einen besonderen Widerwillen gegen ihn?“

Maria schlug wieder ihre großen, blauen Augen auf. „O nein, mein Vater!“ sagte sie sanft. „Jeden anderen hätte ich mit leichtem Herzen zurückgewiesen. Nur bei Vasseur wird es mir schwer. Er hat mir so viel Geduld und Freundschaft bewiesen, er ertrug so freundlich die Launen und Grillen der Kranken. Er ist so tadellos an Geist und Körper —“

„Und trotzdem willst Du ihn zurückweisen, Maria — aber warum?“

„Weil ich einen anderen liebe — das Geständnis muß jetzt über meine Lippen!“

„Ich ahnte es längst!“ murmelte Bressol gepreßt. „Jenen armen Albert — doch Albert ist krank — er stirbt!“

„Dann sterbe ich mit ihm!“

„Und mich lässest Du zurück in Jammer und Verzweiflung!“ stöhnte der unglückliche Vater. „Weißt Du nicht, daß Du mein einziges Glück bist, meine einzige Hoffnung? Du willst Dich egoistisch an Deine Liebe hingeben, die Dich zum Grabe hinführt, ohne meiner wahnsinnigen Angst, meines unermeßlichen Schmerzes zu gedenken? O Maria, Du weißt nicht, was die Vaterliebe bedeutet, denn ich fühle jetzt, daß Du Kindesliebe nie besessen hast!“

„O, mein Vater, wie wühlst Du mir im Herzen!“ stammelte Maria in Schluchzen ausbrechend. „Wenn Du wüßtest, wie ich Dich liebe. Wie Du mit Albert zugleich meine Seele ausfüllst. Und ich wünsche ja zu leben für Dich — ich will versuchen, gesund zu werden!“

„Das sind leere Worte, Maria, die Du mir schon oft wiederholtest. Du müßtest durch Thaten sprechen, wenn ich an Deine Liebe glauben sollte!“ sagte Bressol dringend. „Meine Tochter, beuge Dich meinem heißen Wunsche, entsage dem thörichten Gefühle für einen hoffnungslos Kranken, zu dem Dich nur eine übertriebene Dankbarkeit hinzieht. Kehre zurück in's Leben und nimm Gesundheit, Glück und Liebe an aus der Hand eines schönen, kraftstrotzenden und edelmütigen Mannes. Ich, Dein Vater, bitte Dich auf den Knieen darum — mache nicht, daß ich einst kinderlos in die Grube sinken muß!“

„Vater, mein Vater — was thust Du!“ stammelte sie, während sie sich mit ihren schwachen Händen vergeblich bemühte, den völlig Fassungslosen vom Boden zu erheben. „Vater, stehe auf, wenn Du mich nicht auf der Stelle töten willst. Ich verspreche Dir — o mein Gott — mir bricht das Herz. Was soll ich thun? Höre meine letzte Bitte, Vater! Gönne mir, daß ich die Entscheidung erst morgen treffe!“

„Das ist nur billig, mein Kind!“ sagte Bressol und erhob sich, von neuer Hoffnung belebt, aus seiner knieenden Stellung. „Bedenke aber immer, daß Du Deinem Vater das Grab gräbst, wenn Du die einzig mögliche Rettung zurückweisest.“

Bressol verließ seine Tochter bald darauf — denn er sah, daß sie nach einem so aufregenden Gespräche Ruhe dringend nötig hatte. Aber Maria ruhte nicht — sie schrieb einen Brief an Smoiloff, in welchem sie ihre ganze Lage und die Wünsche ihres Vaters klar auseinandersetzte. „Wenn Hoffnung auf Alberts Genesung ist, so werde ich treu ausharren in meinem Widerstande gegen den verhaßten Heiratsplan,“ fügte sie bei. „Und dann werde ich von selbst Gesundheit und Kraft wiederfinden. Wenn aber Alberts Rettung eine Unmöglichkeit ist, dann will ich mich in das Begehren meines Vaters fügen, um ihm meine Liebe zu beweisen. Der Tod wird mich ja gewiß von der unliebsamen Fessel erlösen, noch ehe sie fest geknüpft ist.“ Maria wußte, daß Felicitas noch am selben Tage kommen

Friedrich Wilhelm von Seydlitz. (Mit Text.)



Das Heim des Gelehrten. (Mit Text.)

und ihr gewiß nicht verweigern würde, den Brief an den Grafen Smoiloff persönlich zu bestellen.

Felicitas kam auch wirklich, um ihren freien Sonntagnachmittag der kranken Freundin zu widmen. Freudig übernahm sie den wichtigen Auftrag. Es machte ihr ein unaussprechliches Vergnügen, Maria ihre Liebe und Dankbarkeit beweisen zu können.

Und ehe eine Stunde vergangen war, trat sie auch schon wieder bei Maria ein mit einer Antwort des russischen Grafen, den sie in Gibray's Hause persönlich angetroffen hatte. „Liebes Fräulein Bressol!" schrieb Smoiloff. „Albert ist fast als Rekonvaleszent zu betrachten, so rasch schreitet seine Genesung vor. Natürlich aber wird er noch lange nicht im stande sein, als Freier vor Sie hinzutreten. Herr von Bressol würde seine Tochter auch gewiß nicht an einen Mann hingeben wollen, dessen Gesundheit noch auf so schwachen Füßen steht. Um Ihnen also unliebsame Familienszenen und die Bestürmungen Ihres Vaters zu ersparen, gebe ich Ihnen den Rat, sich scheinbar in die Bewerbung Moritz Vasseur's zu fügen. Zu geeigneter Zeit wird Albert schon erscheinen und Sie von dem aufgezwungenen Bräutigam befreien, dieses Versprechen gibt Ihnen Ihr aufrichtiger Freund Smoiloff."

Bressol wagte es kaum, seine Tochter am nächsten Tage um ihren Entschluß zu fragen. Doch sie lächelte ihm ermutigend zu. Und als er endlich zagend und zitternd die bedeutungsvolle Antwort von ihr verlangt hatte, da umschlang sie ihn zärtlich mit ihren Armen. „Du kannst Herrn Vasseur sagen, daß ich mich mit dem Gedanken, seine Frau zu werden, vertraut machen will!" flüsterte sie. „Ich weiß, daß Dir nur mein wahres Wohl am Herzen liegt, mein Vater, deshalb füge ich mich vertrauensvoll und blind in Deine Wünsche!"

O, diese Worte gaben dem armen Bressol Mut und Lebensfreude wieder!

35.

Amata hatte sich in ihr Schlafzimmer eingeschlossen; Magdalena sollte niemand zu ihr lassen und selbst Moritz mit der Entschuldigung zurückweisen, daß die arme Frau Rosier heftige Kopfschmerzen habe und ein wenig schlafen wolle. Aber wie weit entfernt war Amata von jedem Ausruhen! Sie hielt einen verschlossenen Brief in ihren Händen und ein wilder Triumph blitzte aus ihren Augen. Endlich, endlich hatte ihre tägliche Mühe auf dem Postamte doch eine Frucht getragen. Es war wohl nicht die Handschrift des Verbrechers Lartig, die sie entdeckte, wohl aber ein Schreiben an „den hochgeborenen Herrn Michael Bermont, Privatier, Regent Street in London.

Amata machte auf einer Spiritusmaschine eine kleine Quantität Wasser kochend. Dann setzte sie die Rückseite des Briefumschlages dem aufsteigenden Dampfe aus, bis der Gummi sich so weit erweicht hatte, daß das Kouvert ohne die geringste Gewaltsamkeit zu öffnen war. Begierig entfaltete Amata den etwas ordinären Briefbogen und überflog dessen Inhalt. Aber enttäuscht ließ sie das Papier wieder sinken. Das ganze Schreiben spielte nur auf Familienverhältnisse an. Es hieß darin:

„Mein teurer Freund!

Alles geht gut. Ende April oder Mai das Geschäft ganz beendet mit Arnold. Schreibe uns. Es quält uns, ob wir das Geld unserem Jüngling gleich bringen oder warten sollen bis nach Pfingsten. Die Schwiegermutter, die Polizistin genannt, verfolgt uns jetzt und immer. Es wurde auch ein Mord in eines Grafen Gruft verübt. Antwort von Anton erwarte ich nächsten Mittwoch. Mein Freund Herkules hat das Los No. 750. Es ist ein Postamt errichtet in der Enghienstraße. Sehr bequem für uns, weil wir so nahe wohnen. Und nun lebe wohl. Grüße mir herzlich Deine Familie. Dein aufrichtiger Freund Joseph."

Amata las das Schreiben wieder und wieder, ob nicht doch ein geheimer Sinn hinter den bedeutungslosen Worten verborgen wäre. Plötzlich sprang sie lebhaft auf und holte das durchlöcherte Papier herbei, welches man bei dem Ermordeten gefunden hatte. Sie legte dasselbe auf den Briefbogen. Und siehe, der Inhalt erhielt wie mit einem Schlage eine gänzlich umgewandelte Bedeutung.

Es ergab sich nach Anwendung des durchlöcherten Papiers folgender Bericht an Michael Bermont. „Alles geht gut. Ende Mai Geschäft beendet. Schreibe uns, ob wir unsern Jüngling mitbringen sollen. Die böse Polizistin verfolgt uns immer. Auch der Graf. Antwort erwarte ich Mittwoch. Herkules No. 750 Postamt in der Enghienstraße."

„Am Mittwoch werde ich in der Enghienstraße sein und denjenigen festnehmen, der den Brief für Herkules No. 750 in Empfang nehmen will!" jubelte Amata laut vor sich hin. „O, nun ist alles gewonnen. Nun habe ich einen der Missethäter sicher in der Schlinge." Sie legte den Brief wieder in den Umschlag, verschloß denselben wieder mit frischem Gummi und trug ihn selbst auf die Post, indem sie zu Magdalena sagte, daß sie ihre Kopfschmerzen durch einen Gang in der freien Luft zu lindern versuchen wolle. Als das Kouvert in dem Briefkasten verschwunden war, atmete Amata tief und erleichtert auf. Ihrer Ueberzeugung nach hieß es nun, nur noch fünf Tage warten und dann konnte sie die Aufgabe vollenden, die über den Frieden ihres ganzen Lebens entschied. Sie verfügte sich von der Post aus zu dem Polizeidirektor, dem sie ihren Bericht über die Thätigkeit am vorhergegangenen Tage abstattete. Des aufgefangenen Briefes aber erwähnte sie mit keinem Worte; sie hatte zwei gleich wichtige Gründe dafür. Erstens fürchtete sie, daß der Polizeidirektor in seiner Begierde, einen der Verbrecher zu erhaschen, auffallende Maßregeln für die Bewachung des Postamtes in der Enghienstraße ergreifen würde und dadurch leicht denjenigen, der den Brief abholte, noch im letzten Augenblicke warnen und verscheuchen konnte, und dann wollte sie auch um keinen Preis ihr wichtiges Geheimnis an mehr Personen, als es durchaus notwendig war, verraten. Silvan und Galonbert, die ihr blind gehorchten, genügten ihr vollständig, um ihr am nächsten Mittwoch bei ihren Plänen Hilfe zu leisten.

Der Polizeidirektor fragte seine geheime Agentin, nachdem er ihren Bericht angehört hatte, mit trauriger Miene: „Also immer nichts, meine liebe Amata — und immer nichts?"

Da konnte sich die Polizistin doch nicht enthalten, zu sagen: „Ich glaube eine Spur entdeckt zu haben — eine gute Spur. Aber fragen Sie mich jetzt um gar nichts — ich muß ganz für mich allein handeln, wenn ich auf Erfolg hoffen soll. Nächsten Mittwoch werde ich Ihnen dann sagen, ob ich mein Ziel erreicht habe oder nicht!"

Der Polizeidirektor war an ein solches selbständiges Vorgehen seiner Agentin schon aus früheren Zeiten her gewöhnt. „Gut, wie Sie wollen," sagte er deshalb einfach. „Ich begnüge mich damit, Ihnen viel Glück zu wünschen. Und Glück thäte uns wahrlich not. Denn ach! wir spielen gar eine klägliche Rolle dem Publikum gegenüber."

36.

Moritz begab sich zu Verdier, um ihm Maria's fast ungehofft rasche Einwilligung in eine Verbindung mit ihm zu berichten. Er fand seinen Bundesgenossen in einem kleinen, verdunkelten Kabinette, welches ihm als Laboratorium bei Bereitung der Blausäure diente.

Verdier hatte eine gläserne Maske vorgebunden, um die Einatmung der giftigen Dämpfe zu vermeiden. Eifrig betrachtete er den Destillierkolben; denn in den nächsten Momenten sollte der ganze chemische Prozeß beendet sein, und er wollte sogleich erproben, ob die hergestellte Blausäure auch die nötige Kraft und Wirksamkeit hatte. Moritz gab Verdier inzwischen die nötigen Erklärungen und erhielt als Antwort nur ein kurzes „Gut, recht gut!" unter der gläsernen Maske hervor. „Fertig!" rief Verdier endlich, während er ein Fläschchen aus schwarzem Glase triumphierend in seiner Rechten schwenkte. „Nun wollen wir sehen, ob der alte Verdier ein guter Koch war oder nicht!" Er ging in sein Schlafzimmer und brachte von dort ein kleines, spanisches Hündchen heraus, welches freundlich wedelte und die beiden Männer verständig betrachtete. „O, ein niedliches Tier!" sagte Moritz. Verdier nahm das Tier schmeichelnd auf seinen Schoß, hielt ihm das schwarze Fläschchen vor die Nase und drehte das Schloß des mechanischen Stöpsels herum, so daß der giftige Duft ungehindert ausströmen konnte. Nicht der zwanzigste Teil einer Minute war vergangen, bis der Hund, wie vom Blitze getroffen, tot aus Verdier's Armen fiel. „Scheint es Ihnen nicht, daß ich die Chemie ganz erträglich erlernt habe, junger Mann?" fragte Verdier triumphierend.

„Der Erfolg ist bewunderungswürdig!" rief Moritz, das tote Tier betastend. „Ich mache Ihnen mein Kompliment."

„Und das beste ist, daß diese Art zu töten, keine Spur hinterläßt!" fügte Verdier zufrieden bei.

Er verschloß das Fläschchen in ein Futteral aus rotem Leder und übergab dasselbe dem jungen Manne. „Verwahren Sie es bis zum rechten Momente," sagte er. „Und nun bitte ich Sie, mir einen Dienst zu erweisen. Gehen Sie zu dem Kapitän van Brook und sagen Sie ihm, daß er sogleich zu mir kommen möchte. Es gilt jetzt, in das Haus der Frau Dubieff zu dringen, um zu erfahren, in welchem Zimmer Felicitas schläft. Sie kennen ja unseren Plan darüber bereits. Man darf keinen Tag unbenützt verlieren!"

Moritz vollführte ohne Zögern den erhaltenen Auftrag.

Nach Verlauf einer halben Stunde trat Lartig bei Verdier ein. Die beiden Männer gaben sich durch ihre Kleidung und die Papierrollen, welche sie unter den Armen trugen, das Aussehen von Notaren. Lartig setzte überdies eine Perücke mit langen roten Haaren auf und Verdier hatte sich ein großes Feuermal auf die linke Wange gemalt. Sie pochten an das Thor der Frau Dubieff, und als ihnen geöffnet wurde, begehrten sie in Angelegenheiten des Steueramtes mit ihr zu sprechen. Frau Dubieff empfing die beiden Herren mit größter Höflichkeit, fügte indessen ihrer Begrüßung sogleich hinzu: „Sollte ich denn mit Entrichtung der Steuer im Rückstand geblieben sein? Ich glaubte doch, daß ich erst im nächsten Monate wieder zu zahlen hätte? Ich will sogleich die letzte Quittung herbeiholen!"

„O, es handelt sich nicht um die Bezahlung der alten Steuern, sondern um die Einführung einer neuen," sagte Verdier. „Beruhigen Sie sich nur, Frau Dubieff. Es sollen die Fenster und Thüren aller Häuser in Paris gezählt werden. Und die Hauseigentümer sollen für jede Oeffnung in ihren Mauern jährlich eine kleine Steuer bezahlen."

„Aber das ist ja eine sehr schnurrige und noch dazu lichtfeindliche Idee!" rief Frau Dubieff. „Wer künftig ein Haus baut, wird sich wohl überlegen, ob er nicht da oder dort ein Fenster ersparen kann, wegen der Steuer."

„Sie haben ganz recht, Frau Dubieff. Aber was wollen Sie? der Staat braucht Geld. Und wir — wir müssen eben blind unseres Amtes walten. Hier ist unsere gerichtliche Bevollmächtigung, die Fenster und Thüren in allen Häusern zu zählen.“ Verdier breitete ein vielgestempeltes Blatt vor der Institutsinhaberin aus. Sie warf kaum einen flüchtigen Blick darauf. „Thun Sie immerhin, was Ihre Pflicht ist, meine Herrn!“ sagte sie artig. „Ich werde Ihnen meine Schließerin zur Führerin durch das Haus mitgeben.“ Frau Dubieff klingelte und gleich darauf trat die Frau in das Zimmer, welche Verdier und Lartig in das Haus eingelassen hatte. Verdier steckte das gestempelte Papier wieder zu sich und folgte dann mit Lartig der ihnen beigegebenen Führerin. „Sie werden die Gefälligkeit haben, gute Frau und uns in jedem Gemache gleich dessen Zweck und Bestimmung zu erklären!“ sagte Verdier. „Wir müssen das alles in unseren Berichten an das Steueramt bemerken.“

Die Wanderung durch das weitläufige Gebäude begann. „Das sind die Schlafsäle der Zöglinge,“ erklärte die Schließerin. „Hier beginnen die Schulzimmer. Sie sind leer, weil die Fräuleins sich gerade im Garten Bewegung machen. Jetzt kommen wir in die Privatwohnung der Frau Dubieff. Und das da ist die Garderobe, wo die Hauswäsche und die Sonntagskleidung der Zöglinge aufbewahrt wird. Hier befinden wir uns in den Gemächern, die für die Kranken bestimmt sind. Gott sei Dank haben wir momentan keine Kranken!“ Unter ähnlichen Mitteilungen der Schließerin gelangten die falschen Amtspersonen in das zweite Stockwerk des Hauses, wo die Zimmer der Lehrerinnen und auch der weiblichen Dienerschaft lagen.

Verdier forderte die Schließerin durch geschickte Fragen zu noch größerer Plauderhaftigkeit heraus. — In jedem der Gemächer fragte er nach Namen und spezieller Beschäftigung der Bewohnerin, bis endlich, fast ganz zuletzt, die Worte an sein Ohr schlugen: „Hier ist das Zimmer der Garderobeaufseherin Fräulein Felicitas. Ihren Familiennamen weiß ich wahrhaftig nicht. Sie ist gar schön und jung und seelengut. Sie ist der Liebling des ganzen Hauses!“

„Soll ich Sie nun auch in die Bodenräume hinaufführen?“ setzte sie fragend hinzu.

„Nein,“ erwiderte Verdier. „Die Fenster und Thüren der Hausböden sowie diejenigen der Kellerräume sind von der Besteuerung befreit.“

„Dann habe ich Ihnen nur noch diese zwei dunklen Stuben zu zeigen,“ sagte die Schließerin. „Dieselben dienen unsern beiden Köchinnen zum Schlafen.“

Verdier und Lartig mußten noch einmal an Felicitas Zimmer vorüber. Die Schließerin ging ihnen voraus — Lartig blieb mit dem Schößel seines langen Ueberrockes plötzlich an der Thüre hängen, und es war recht eigentümlich, wie dies möglich und wie sich der Schlüssel so hartnäckig festgeklemmt hatte an einem der gelben Metallknöpfe des Kleidungsstückes. Der falsche Notar zerrte an dem Knopfe und drehte den Schlüssel im Schlosse herum und noch immer wollte ihn die fatale Thüre nicht loslassen.

„Es fehlte nur noch, daß ich das Schloß verderbe,“ scherzte er. „Dann kann sich die schöne Felicitas heute nacht nicht einschließen in ihr jungfräuliches Kämmerlein.“

„Das thut sie ohnehin nicht!“ lachte die Schließerin. „Es wäre ganz unnütz, sich hier einzusperren. In diesem Gebäude schlafen nur Frauen und Kinder. Die männliche Dienerschaft wohnt im Hinterhause, wohin ich Sie ja auch geführt habe.“

Lartig riß endlich mit solcher Gewalt an seinem Rocke, daß sich der Knopf abtrennte und am Schlüssel hängen blieb.

„Sie lassen uns ein Andenken zurück!“ sagte die Schließerin belustigt.

Verdier und Lartig kehrten nun zu Frau Dubieff zurück und verabschiedeten sich von ihr unter Danksagungen über ihr freundliches Entgegenkommen. Unten auf der Straße sagte Lartig zu seinem Gefährten: „Sie sperrt sich also nachts nicht in ihr Zimmer ein. Gleichviel, es ist doch besser, daß ich den Wachsabdruck des Schlosses in Händen habe. Wer weiß, ob es der Kleinen nicht manchmal einfällt, den Schlüssel herumzudrehen, ehe sie ins Bett geht? Und was sollte dann der arme Moritz anfangen?“

„Gehen wir jetzt in Deine Wohnung!“ sagte Verdier. „Ich will sogleich nach dem Gedächtnis einen Plan des Dubieff'schen Hauses entwerfen. Das ist unerläßlich, damit sich Moritz nicht am Ende in ein anderes Zimmer verirrt. Gott sei Dank, daß ich auch ein wenig zeichnen kann. Ja, eine gute Erziehung ist der größte Schatz, den einem die Eltern mitgeben können ins Leben. Mit einer guten Erziehung ausgerüstet weiß man sich zu helfen in allen Situationen und Lebenslagen.“ (Fortsetzung folgt.)

Königin Luise und Frau Rat Goethe.

Rahel Varnhagen erzählt in ihrem Tagebuche folgende reizende Episode, die Beziehungen der Frankfurter Dichtermutter und der jungen Königin von Preußen betreffend: „Gestern, den 22. September 1822, einem Sonnabend Abend in Teplitz, erzählte uns Herzogin von Cumberland (spätere Königin von Hannover) von Goethe's Haus in Frankfurt und von seiner Mutter, wie sie und die Königin als junge Prinzessinnen dort gewohnt haben, ihr einnehmend und mit einer ihr so gefälligen Erinnerung, als die Frau Rat Goethe nur immer thun mochte, wenn sie ihrerseits von den englischen Kindern erzählte.

Unsere Königin und die Herzogin waren gleich den vielen anderen während der Kaiserkrönung zu beherbergenden Fürstlichkeiten von Seiten der Stadt Frankfurt auf bestimmte Wohnungen angewiesen. Beide mecklenburgische Prinzeßchen, als Nichten der Königin von England, im sogenannten hannöverschen Viertel, bei der Frau Rat Goethe; und das glückliche Haus hatte auch dies Glück. Frau Goethe empfand dieses Glück ganz, wie aus der Herzogin Erzählung zu sehen war, sie that den Kindern so alles zu liebe, zu Gefallen und zur Unterhaltung, daß die Herzogin noch mit dem größten Wohlgefallen so mit kindlicher Nachfreude erzählt, wie diese prächtige Frau ganz jugendlich mit ihnen spielte und schaffte und sie immer in ihre eigenen Zimmer kommen ließ, worauf die Herzogin noch einen nachträglichen Wert legte. Wie ziert und ehrt dies Gast und Wirt! Auch blieben die Damen mit Frau Goethe, so lange sie lebte, in Verbindung, und sahen sie jedesmal, wenn sie späterhin nach Frankfurt oder in dessen Nähe kamen.

Wie die beiden schönsten Fürstinnen Deutschlands holde, blonde, liebe Engel — als preußische Bräute mit unseren Prinzen und dem hochseligen König zu Frankfurt waren, so hatte dieser seine Loge dicht neben der, worin die Frau Rat Goethe zeitlebens ihren Platz nahm. Das lebhafte Herz der vortrefflichen Frau triumphierte, daß ihre Prinzeßchen so schönen und vornehmen Prinzen vermählt werden sollten, und sie konnte es nicht unterlassen, ihrem Logennachbar, unserem Könige, zu zeigen, wie wohl sie den hohen Bräuten befreundet sei. Sie besaß nämlich eine schöne Dose mit der Brillant-Chiffre des Herzogs von Mecklenburg zum Andenken für die so sehr freundliche Aufnahme seiner Kinder. Und so gab die Herzogin die Worte wieder, mit denen Frau Goethe ihr die Sache nachher selbst erzählt hat: „Ich nehme meine Dose, geh' in's Theater, stelle sie mit draufdrückender Hand — fest auf den Logenrand; der König sieht nichts. Ich nehme eine Prise, setze die Dose näher an den König und sehe ihn an; er sieht nicht auf die Dose hin, er hat mehr dergleichen gesehen. Ich nehme sie abermals, setze sie noch näher, und sehe wieder den König an; endlich blickt er auf die Dose, und wie er sie gesehen hat, sagt er ganz gütig: „Ei, Madame Goethe, was haben Sie da für eine schöne Dose!“ „Ja, Ihro Majestät, antworte ich, die hab ich auch von meinen Prinzessinnen von Mecklenburg!“ Und so mußte der König ihre Freude wissen, und die Sache war gelungen. Herz hilft zu allem.

Aber eine viel komischere Geschichte fiel vor mit Frau von Guttenhofen, geborener Gräfin Hatzfeldt, berühmter Schönheit am Mainzer Hofe, wobei Frau Goethe auch wieder kräftig auftritt.

Als unsere Königin fünfzehn Jahre alt war, so wurde wohl sie, aber noch nicht die Herzogin manchmal von der Großmutter in Gesellschaft mitgenommen. „Und so geschah es einmal,“ erzählte die Herzogin, „daß meine Schwester einen Besuch beim damaligen Kurfürsten von Mainz mitmachte; kaum ist sie aber mit meiner Großmutter hineingetreten, so stürzt Frau von Guttenhofen auf sie zu und sagt: Wissen Sie wohl, Prinzeß, daß man hier nicht mit langen Aermeln herkommen kann? Die junge Fürstin setzt sich aber und sagt gleich: Ich thue alles nach den Befehlen meiner Großmutter, und so hab' ich auch angezogen, was mir befohlen. —

„Ich sehe meine Schwester noch,“ — fuhr die Herzogin erzählend fort, — „sie hatte einen blauseidenen Anzug mit spitzen Aermeln an, wie man sie damals nannte“ — (Ich wußte dieses auch und bejahte es mit einem Blick) — mit schwarzen Perlen, wahrscheinlich Schmelz — gestickt. Aber es machte doch einen Eindruck auf meine Schwester, so jung sie war! Sie ist auch nicht wieder dort gewesen.“

Frau Goethe vernahm den Vorfall mit großem Unmut und sprach lebhaft für ihr Prinzeßchen. Frau von Guttenhofen war auch gar nicht Oberhofmeisterin, sie fühlte sich nur als solche. Späterhin, so fuhr die Erzählung fort, war unsere Königin mit der Herzogin zusammen in Wilhemsbad, wohin auch Frau Rat Goethe aus Frankfurt eingeladen wurde, die dann mit der Königin in den Brunnensaal hinabging und dort neben ihr saß, während aller Welt Menschen sich einfanden und ihre Huldigungen darbrachten. Frau Goethe hörte nicht auf, nach den ihr unbekannten Personen zu fragen: „Wer ist die? Wer ist das?“ und wie sie wieder nach dem Namen einer Dame fragt, die eben gesprochen hatte, antwortet die Königin: Frau von Guttenhofen! — „Die Frau von Guttenhofen?“ fährt Frau Goethe lebhaft auf, „die so grob war? Lassen Ihre Majestät ihr nur gleich befehlen, sie soll sich ihre Aermel abschneiden!“ In der größten Wut sagte sie das. Die Herzogin freute sich dieses Ausfalls noch. Jetzt tragen alle Menschen lange weite Aermel, alles ist verändert, mit dieser Bemerkung fing auch die Herzogin ihre Erzählung an: „Wie man noch so auf Kostüme hielt.“ E. König.

Unsere Bilder.

Aufgepaßt und stillgestanden.

Aufgepaßt und stillgestanden!
Seht ihr, wie sie schnatternd nahn?
Hans, nun schwenke Deine Fahne,
Jetzt fangt die Parade an!

Und es naht die ganze Reihe
Von dem lieben Federvieh,
Aus dem Hofe wackeln eilig
Zu dem Bad im Teiche sie!

Lustig tönt des Fritzen Pfeife,
Eifrig schwenkt die Fahne Hans
Und es dankt mit lautem Schnattern
Ihnen Gänserich und Gans.

Aennchen schauet froh und stille
Auf die Schar mit hellem Blick;
Hektor nur, der schlimme Bursche
Der sucht anderwärts sein Glück!

Plumbs und Plumbs — sie sind im Teiche —
Hektor der ist längst davon,
Von dem Schmause auszuruhen —
Der bekommt doch seinen Lohn

Th. E.

Friedrich Wilhelm von Seydlitz, preußischer General, geb. den 3. Febr. 1721 zu Kalkar bei Kleve, wo sein Vater Rittmeister bei einem Dragonerregiment war, trat früh in das Regiment des Markgrafen von Schwedt und erwarb sich schon während des ersten schlesischen Krieges hohen kriegerischen Ruhm, indem er im Frühjahr 1742 ein Dorf bei Ratibor mit nur 30 Kürassieren gegen mehrere tausend Ungarn so lange behauptete, bis die Mehrzahl seiner Kürassiere verwundet und ohne Munition war. Hier gefangen und nach Raab geführt, ward er schon nach einigen Wochen ausgewechselt und vom König zum Husarenrittmeister ernannt. Im zweiten schlesischen Kriege focht er bei Hohenfriedberg auf dem rechten Flügel mit Auszeichnung und nahm den sächsischen General von Schlichting mit eigener Hand gefangen, wofür ihn der König zum Major beförderte. Nachdem er sich unter anderem noch zu Sorr durch ungestüme Kavallerieangriffe hervorgethan, führte ihn der zu Dresden geschlossene Friede in sein Standquartier Trebnitz zurück. Im Herbst 1752 ward er zum Oberstlieutenant und bald darauf zum Kommandeur des Kürassierregiments von Rochow ernannt, bei dem er im Sommer 1755 zum Oberst aufrückte. Als solcher nahm er nach dem Ausbruch des siebenjährigen Kriegs an der Schlacht bei Lowositz teil, in welcher er einige kühne Reiterangriffe ausführte, und befand sich im folgenden Jahre bei Friedrichs Einfall in Böhmen bei dem Korps des Fürsten Moritz von Dessau, welches über Kommotau vorrückte. In der Schlacht bei Kollin warf er an der Spitze von 10 Schwadronen ein Regiment Infanterie, dann 2 Reiterregimenter und drang bis an das zweite Treffen der Oesterreicher vor, wodurch er viel zur Deckung des Rückzuges der preußischen Infanterie beitrug. Zwei Tage nach dieser Schlacht ernannte ihn der König zum Generalmajor. Nach dem Rückzug aus Böhmen an die Elster beordert, warf Seydlitz an der Spitze von 17 Schwadronen bei Pegau 2 österreichische Kavallerieregimenter und ward darauf mit 20 Schwadronen bis Gotha vorgeschoben, wohin Soubise und der Herzog von Hildburghausen mit der feindlichen Hauptmacht von Eisenach her am 19. September mit 10,000 Mann vorrückten. Eine Rekognoszierungsabteilung derselben ward von Seydlitz zurückgeworfen, und der Feind floh hierauf in solcher Eile, daß der ganze Troß in die Hände der Preußen fiel. Kurz vor der Schlacht bei Roßbach zum Oberbefehlshaber über die gesamte Kavallerie ernannt, entschied er den dort erfochtenen Sieg, wofür er zum Generallieutenant befördert und gleichzeitig zum Inhaber des Kürassierregiments Rochow ernannt wurde. Eine Wunde, die er bei dem letzten Angriff auf die französische Infanterie erhalten, hinderte ihn, dem König auf seinem raschen Zuge nach Schlesien zu folgen, und nötigte ihn, über 4 Monate in Leipzig zu bleiben Bei dem kühnen Zuge aus Mähren durch Böhmen nach Schlesien hatte er denselben mit der Kavallerie zu decken und bestand bei Chlumetz ein rühmliches Gefecht. Die Bedrohung Küstrins durch eine starke russische Armee führte ihn an die Oder. Bei Zorndorf befehligte er die Kavallerie des linken Flügels, die zuletzt bis auf 61 Schwadronen verstärkt wurde; obwohl ihm keine Hauptrolle in diesem blutigen Drama zugeteilt war, erfocht er den Sieg und schützte sogar die Infanterie vor einer Niederlage. Im Lager bei Hochkirch war Seydlitz einer von denen, die den König auf die Möglichkeit eines nächtlichen Ueberfalls aufmerksam machten. Als der Rückzug angetreten werden mußte, deckte ihn Seydlitz mit der ganzen Kavallerie. und nur ihre imposante ruhige Haltung machte es dem König möglich, bei Bautzen wieder ein Lager zu beziehen. In der Schlacht bei Kunersdorf mußte er auf Befehl des Königs seine trefflich gewählte Stellung verlassen und wurde durch einen Kartätschenschuß schwer verwundet. In Berlin, wohin er sich zu seiner Wiederherstellung begab, verheiratete er sich mit einer Gräfin von Hacke und begab sich dann wieder zur Armee, die bei Leipzig stand. An der Verteidigung Berlins, welches im Herbst 1759 von den Russen angegriffen wurde, nahm er erfolgreichen Anteil. Im Mai 1761 der Armee des Prinzen Heinrich beigegeben, fand er bei Freiberg Gelegenheit, seine Umsicht in Verwendung der Infanterie wie der Kavallerie in glänzendster Weise zu bewähren. Nach dem Frieden übertrug ihm der König die Inspektion aller in Schlesien stehenden Kavallerieregimenter. Im Jahre 1767 wurde er zum General der Kavallerie ernannt, ohne aber dadurch seinem bisherigen Wirkungskreise entzogen zu werden. Er starb am 7. Nov. 1773. In Berlin ließ ihm der König 1784 auf dem Wilhelmsplatze ein marmornes Denkmal setzen.

Das Heim des Gelehrten. Von dem hohen Reiz, welchen die praktische Beschäftigung mit den Naturwissenschaften ausübt, hat der Laie kaum eine Ahnung. Man kann wohl sagen, daß dieser Reiz ein ganzes Leben auszufüllen vermag, wenngleich der Jünger der Naturwissenschaften selbst in einem langen Leben nicht auf den Grund aller Dinge zu dringen vermag. Allein dieser Reiz ist so groß, daß er förmlich ansteckend wirkt und daß er namentlich die nächste Umgebung eines solchen Gelehrten mit Macht in die Zauberkreise wissenschaftlicher Forschung hineinzieht. Nicht das Atelier eines Malers oder Bildhauers allein übt einen Reiz auf den Gebildeten, sondern auch das Studierzimmer und Laboratorium eines Naturforschers, und so ist es nicht zu verwundern, wenn uns der Künstler, welchem wir das vorstehende Bild verdanken, auch die hübsche Tochter des Naturforschers oder Gelehrten vorführt, wie sie mit der gespannten Aufmerksamkeit einem chemischen Experimente des Vaters verständnisinnig folgt, denn auch sie ist in den Naturwissenschaften bewandert und eine emsige Schülerin und Gehilfin ihres Vaters und von hervorragender Bildung, was zugleich nicht ausschließt, daß sie auch alle Eigenschaften und Vorzüge hat, welche ihr die Anwartschaft verleihen, eine vortreffliche Gattin und Mutter und ein Muster von Weiblichkeit zu werden. Derartige junge Damen, welche das Heim ihrer Väter verschönern und deren Beschäftigung voll Interesse teilen, sind unter dem deutschen Gelehrtenstande nicht selten.

O. M.

Humoristisches.



Rasch befriedigt.

Schustermeister: „Wart, Du höllischer Schlingel, ich werd' Dir noch Deine Schlechtigkeiten austreiben!"
Lehrjunge (nach einigen Schlägen): „Ausg'halten, Meister, ausg'halten, sie sand schon draußen!"

Allerlei.

— Auf einem Jahrmarkte bemerkte ein Kaufmann, wie eine geschickte Hand aus dem Gedränge hervor einen unerlaubten Griff thun wollte. „Heda!" rief er, „so kann ich's nicht geben!" „Ja!" sagte eine Stimme, „anders kann ich's nicht brauchen."

— Ein Zierbengel trat auf einem Balle seine Tänzerin auf den Fuß. Zu seiner Entschuldigung sagte er: „Warum haben Sie auch ein so kleines Rehfüßchen, das man gar nicht sehen kann?" — „Seien Sie ganz ruhig," erwiderte die Dame lächelnd, „der Tritt eines Hasenfußes schmerzt nicht."

— Die Straßburger „Landwirtschaftliche Zeitschrift" veröffentlicht einen Bericht über die Spar- und Darlehenskassen, die nach Raiffeisens System in Elsaß-Lothringen gegründet wurden. In einer Schule legten 94 Kinder in 6 Monaten 1459 Mark Sparpfennige zusammen, die meistens bei der Konfirmation zur Anschaffung von neuen Anzügen verwendet wurden. In einem anderen Vereine wurden in 5 Monaten 1800 Mark von Knechten und Mägden zusammengelegt. Durch die Geldmittel der Vereine wurden viele Landwirte aus den Händen der Wucherer befreit.

S.

Charade.

Den Wald belebt es, füllt die Luft,
Wenn sich der Lenz erneut,
Wo sich an ihm, so wie am Duft
Der Blumen jeder freut;
Die uns das Leben hold verschönt
Wohl noch zu dieser Stunde,
Der Silben erste ist's, sie tönt
Rings auf dem Erdenrunde.

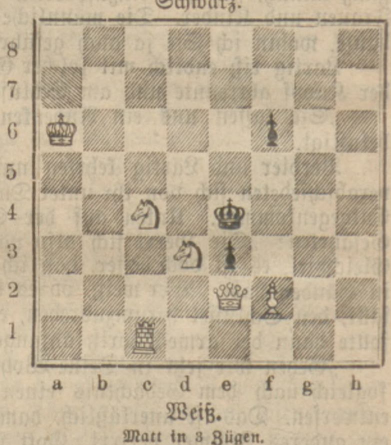
Als eines Kaisers Name klingt
Die zweite, aber nur
Willkürlich übersetzt, so bringt
Er gleich uns auf die Spur. —
Bekannten Fisch, der Räuber Thun,
Die beiden Letzten künden;
Und eine Stadt das Ganze nun
In Harzesnäh' zu finden.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 33.

Von Szobö.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Des Bilderrätsels: Die Rede zeigt den Mann, den Löwen seine Klauen.
Des Homonyms: Ein Wunder.

Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 8:

Leerer Kopf, leeres Faß, leeres Herz, wie hohl klingt das!

Redaktion von C. A. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.